

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

31.10.1920 (No. 44)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 44



31. Okt. 1920

Hermann Dab / Fichte und die soziale Erziehung.

Es ist fraglich, ob die sozialen Ideen, die heute zur völkerverstärkenden Kraft gediehen sind, dieselbe hohe Ethik besitzen, wie sie unsere großen Denker lehrten. Zwar nannte sich Fichte nicht Sozialist, aber seine Philosophie birgt einen hohen ethischen Sozialismus. Doch lebt heute kein Mensch im Geiste Fichtes, diese Sphäre ist nicht mehr Lebenselement, es ist kein Drang vorhanden, nach den Maximen der geistigen Führer sein Inneres zu orientieren. Wohl hält man in einem pädagogischen Verein Vorträge über „Fichte als Erzieher“, aber im Grunde genommen lächelt man über diese Namen: Fichte, Schiller, Goethe, sie sind alleiniges Gemeingut des Philologen, der „Idealisten“ geworden.

Was den Namen „Fichte“ anbetrifft, so hat das freilich seine besondere Bewandnis. Zwei Lager, die sich auf das Bitterste im Vaterlande bekämpfen, führen beide Fichtes Namen im Munde, machen ihn zum Heroide ihrer Partei. Kommunisten und Nationalisten glauben mit entschiedenem Recht Fichte als einen der Söhne der Menschheit hinzustellen. Wie geradezu komisch wirkt es, zwei glühend geschriebene Aufsätze über Fichte vergleichend zu lesen, den einen von Treitschke aus dem Jahre 1862, den anderen von Kurt Eisner von 1914. Für Treitschke war er der Träger der nationalen Idee, für Eisner der Erlöser des Proletariats. Welche von den Parteien hat recht, Fichte als ihren Helden zu betrachten? Hat nicht eine Gruppe ihn falsch gelesen, falsch verstanden, oder die Lehren des großen Mannes im eigentlichen Sinne verdreht? Häufig ist es so der Fall, man schreit „Fichte“ und hat kaum eine Ahnung was dieser Mann wollte, noch dachte, aber das Merkwürdige bei diesem Geisteshelden ist, daß er beide Prinzipien, Nationalismus und Sozialismus, in sich vereinigte, und beide, der Sozialist wie der Nationalist, sind berechtigt — vorausgesetzt, daß sie es ehrlich und ernst meinen —, sich bei Fichte Rückhalt zu suchen, ihn als zugkräftige Autorität hinzustellen. Naumann sagt einmal: „Das Bekenntnis zur Nationalität und zur Menschwerdung der Masse sind für uns nur zwei Seiten ein und derselben Sache.“ Ja, das sollte es für uns sein, aber für Fichte war es wirklich so. In diesem Naumannschen Wort ist die Bedeutung Fichtes in mancher Hinsicht zusammenfassend ausgedrückt. Nationalempfinden — und Sinn für Menschheit, Menschlichkeit als Sozialismus. Und deshalb ist es heute so notwendig, von Fichte zu sprechen. In ihm finden wir die Quellen zu den Kräften, die wir entwickeln müssen, die allein das Deutschtum erhalten. Sozial empfinden, denken, handeln ist die Hauptforderung des Tages: Der Mensch muß die Seele seines Mitmenschen achten und lieben lernen, muß lernen, sich in das Innere des Anderen versenken zu können, seine Lage zu begreifen. Es wird viel darüber gesprochen, es wäre Zeit, danach zu handeln, aber worauf es hier ankommt ist, an diesem Punkt anzuknüpfen,

wenn man über Fichte spricht, daß gerade das Thema „Fichte“ Gelegenheit bietet, Volk und Gelehrtenwelt einander näher zu bringen.

Die zweite Hauptforderung, die jeder Deutsche in sich empfinden muß und noch immer nicht genügend empfindet, ist aber, das Nationalbewußtsein zu pflegen. Er muß sich bewußt werden, daß wir einen gefestigten Untergrund wieder haben müssen, um noch die führende Rolle in der Menschheitserziehung zu spielen. Es ist ganz verkehrt, mit Resignationsphrasen zu kokettieren und mit schwärmenden Augen herumzujucheln: Ach, Deutschland soll sich aufs Geistige beschränken, das Weltmeer ist nicht für uns.

Deutschtum als Erziehungsmittel der Menschheit war gerade das erstrebenswerte Ziel für Fichte, nicht Völkerunterdrückung, Imperialismus. Es ist nötig, immer wieder zu betonen, daß Fichte zitiert, von Fichte sprechen und schreiben nicht „reaktionär“, nicht „alldeutsch“, nicht „hurrapatriotisch“ oder wie diese schönen Bezeichnungen alle heißen, ist.

Was wird uns indessen dafür gewährleisten, daß wir das Volk mit dieser Mission bleiben, was gab Fichte den Mut, in Jahren der größten Niederlagen von dieser Aufgabe zu träumen?

Die Erziehung, die völlige Erneuerung und Umbildung des Erziehungswesens fordert er für seine Pläne. Das gilt auch heute noch. Erziehung, immer wieder Erziehung ist es, was angestrebt werden muß, das soziale Anempfinden, das Ueberwinden von Egoismus und Größenwahn.

Man bemüht sich heute auf das Neueste, dem „Volke“ unsere geistigen Schätze zu bieten, es zu „bilden“, man will es in „Volks-hochschulvorlesungen“ locken. Allein kaum können wir Leute aus jenen Schichten in diesen bildenden Abendvorlesungen sehen, wie man sie hineinwünscht, selten wird man einen Lehrer hören, der in „volkstümlicher“ Weise als künstlerisch hinreißender, persönlich packender Redner unsere „Ideale“ dem Volke darstellt. Und dann ist das ja Bildung und nicht Erziehung. Aufhäufung von Wissen und nicht Aufforderung zur Verfeinerung des Taktgefühls gegen die Mitmenschen. Damit, daß man den Menschen erzählt, was die Griechen unter Metaphysik verstehen, ist die Aufgabe der Volkserziehung und Volksbildung nicht gelöst. Nur das persönliche „Vorleben“ in jeder Lebenslage, das große Beispiel, das selbstlose Wirken von Mensch zu Mensch, im Sinne Schillers und Fichtes entsprungen aus dem Verantwortlichkeitsgefühl, innerlich und im Grunde gute Menschen bilden zu wollen, nur das wird Früchte tragen. Jeder Mensch, der die Gabe hat, im schönen Sinne auf Mitmenschen zu wirken, möge in diesen das Bewußtsein wachrufen, daß „ein edles Verlangen“ in uns erhtglühen muß, „zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vordwelt überliefert und reich vermehrt an die

Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.

Die Pflicht beginnt schon in der Familie. Eltern sollten sich viel mehr vergegenwärtigen, daß der ganze Einfluß des Elternhauses für das Kind gewissermaßen ein elementares Element, ein geistiges Fluidum, eine schützende Hülle um die junge Seele ist, ein Stück, das richtunggebend auf den Menschen wirkt. Wie der Mutterleib das noch lebensunfähige Embrio umschließt, so um-

gibt das Elternpaar mit seinem Geist den unreifen Menschen, der diese geistige Welt während in sich aufnimmt. Alle Menschen, die sich zu „geistigen Missionen“ berufen fühlen, sollen schützend und erhebend auf die Nebenmenschen wirken. Dann werden sie im Sinne Fichtes handeln, der gesagt hat: „Gemeinsame Vervollkommnung, Vervollkommnung seiner selbst durch die frei benutzte Einwirkung anderer auf uns; Rückwirkung auf sie, als freie Wesen, ist unsere Bestimmung in der Gesellschaft... Ich kenne keine erhabeneren Idee dieses allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechts auf uns selbst.“

K. A. Maier / Der Expressionismus in der Musik.

Die Diskussion über den Expressionismus in der darstellenden Kunst ist heute bereits als abgeschlossen zu bewerten. Man sagt, weil er sich überlebt hat, weil er im Ersterben begriffen ist.

In der Musik hat es den Anschein, als ob die „expressionistische Richtung“ erst im Anrollen begriffen sei. Ihr äußeres Kennzeichen ist das energische Streben der Loslösung vom tonalen System, um im Wesen der Atonalität neue, kaum gesehene Ausdrucksmöglichkeiten zu suchen und zu finden. Die Anhänger dieses Atonalitätsgedankens haben den Glauben und die glücksfrohe Hoffnung auf Seelen-Ausdrucksmöglichkeiten, die im bisherigen Musizieren, das im akkordischen Auffassen und Begreifen nur mit der Einstellung auf die ersten Obertöne eines jeweiligen Tones operierte, durch eben diese beschränkte Einstellung unmöglich gemacht.

Wenn man alle Obertöne eines Tones als zur Akkordbildung gleichberechtigt erachtet (zu beispielsweise C erklingen dann neben e und g auch d^{is} a als 6., 7. und 8. Oberton), so erhält man „Dissonanzen“, welche bis in unsere Gegenwart herein als unseren Ohren zu unerträglich erschienen waren. Und doch hat man sich seit Strauß und Reger und deren Nachfolgern an derlei Dissonanzen gewöhnt, wie uns Heutigen ja die Beethovenschen Septim- und die Wagnerschen Nonakkorde, die ebenfalls ihrer Zeit als zu kühn und den Rahmen des Akkordisch-Aesthetischen überschreitend, verpönt waren, als die harmlosesten und ruhigsten Gebilde erscheinen. Unserer jüngsten Generation bedeutet das Nebeneinanderlaufen von beispielsweise C- und D-dur Reger- und Straußischer Akkord- und Melodienfolgen — welches Nebeneinanderherlaufen diese Meister allerdings nur als die weitere Ausdeutung und Verwendung der entfernteren Obertöne (mitunter mit chromatischen Veränderungen einzelner Töne) auffaßten — erst der Anfang wohlthätiger Erregung. Beethovensche Klänge sind in musikalischen Kreisen schon zu „zahn“ und „leer“ (!) geworden, wenn sie nicht gar wie von Debussy (und dessen ihm huldigenden Anhängern) als den Gipfel der Geschmacklosigkeit (!) bezeichnet werden. Begreiflich mag das Urteil wohl erscheinen, wenn man dem verträumt verschwommenen, auf lässig-müder und amüsanter Eleganz beruhenden Stil des Impressionisten Debussy die elementar gefühlsmächtige Sprache des „Expressionisten“ Beethoven gegenüberstellt. Weniger verständlich mag es erscheinen, wenn auch ein deutscher Musiker, der erheblich mehr in die Tiefe zu dringen vermag, als der ausgesprochene Romane Debussy es fähig wäre, ein gleiches Urteil über Beethovens Kunstwerk abzugeben vermöchte. Hier tritt denn eine Entgleisung zutage, die erheblich schwieriger nach „Richtung“ und nach inneren Gesetzen und Bedingtheiten zu erklären ist.

Daß man Beethoven genau so wie z. B. schon den Maler Grünewald den Expressionisten zurechnet, ist begreiflich. Welches wahre Genie wäre übrigens nicht selbst, alle und jegliche „Richtung“ auszudeuten. Hier ist aber auch der Schwerpunkt, welcher „Richtung“ von erhabener Größe und von wahrer Schöpferkraft scheidet. Expression war alle große Kunst stets und für alle Zeiten, und zweifelsohne schafft auch der intellektuelle Künstler erheblich mehr im Unbewußten und Unterbewußten, als er oft vielleicht selbst annimmt. Wenn Richard Strauß den Impressionisten zugerechnet wird, so ist das Geniale seiner Werke eben jener Expression zuzuschreiben, ohne die Kunst schlechterdings eben unmöglich wäre. Das Verfliegen von Impression und Expression ineinander ist in keiner Kunstausübung mehr auf diese gegenseitige Wechselwirkung eingestellt als in der Musik, und wenn Pfitzner die Musik als die aktivste aller Künste bezeichnet, die am allermeisten ohne jegliches Hilfsmittel ganz aus sich selber und von innen heraus zu arbeiten gezwungen ist, so könnte hieraus wohl auch die Auffassung abgeleitet werden daß ihr in ihrer Absolutheit auch die größte Expression zuzuschreiben sei. Für die Befahrung oder Verneinung dieser Auffassung würden die Beweise wohl sicher in je gleich leichtem oder gleich schwerem Maße zu erbringen sein. An und für sich ist nun die Beariffsunrisiktheit und Richtungslosigkeit für die Schöpfer musikalischer Werke eben-

nichtsfugend und bedeutungslos wie bei allen anderen Künsten. Es fragt sich lediglich nur, ob die neue Begriffsbestimmung und Tendenzabdeckung auch für einen neuen gewichtigen und großen Inhalt Bedeutung zu erlangen vermag. Und hier steht der Optimismus der Neutöner, als deren Spitze und Führung zweifellos Arnold Schönberg anzusehen ist, zukunftsfröh und zukunfts erwartend ein. Schönberg sowohl wie Bartók, Stavinisky und all die übrigen Anhänger der neuen Ausdrucksmusik sehen ihre Hoffnung auf den Glauben, daß die musikalischen Mittel der verflorenen zwei Jahrhunderte viel zu arm und beschränkt waren. Sie sind davon überzeugt, daß die von Busoni eindringlich geforderte Verwendung der $\frac{1}{2}$ - und $\frac{1}{4}$ -Töne und Intervallschritte viel feinere, differenziertere und mannigfaltigere Ausdrucksmittel und Ausdrucksmöglichkeiten biete, als es nach dem (von Rameau 1722 theoretisch begründeten und in Bach praktisch und zuvor schon vollzogenen) harmonisch modulatorischen, damals künstlich geschaffenen Prinzip der „temperierten“, bisher gebräuchlichen Halbtonstufen möglich war. Dieser neumusikalische „Sturm und Drang“ beruft sich auf die Tatsache, daß in der Natur alles fließt, alles fein- und feinstschattiert ineinander übergreift, Symbol und einleuchtenden Vergleich findet er im Farbenspektrum des aufgelösten Lichtstrahls.

Die Sehnsucht nach enger-intervallenschrittlicher Ausdrucksmöglichkeit, die im Grunde ein Zurückgehen in die Zeiten vor der Temperierung bedeutet und die natürlich auf ein ganz anders geartetes und eminent reicheres Harmoniesystem in sich birgt, greift nach viel reicheren „neuen Ausdrucksmitteln“, als es den expressionistischen Malern mit ihren Fahrarten, Streichhölzern, Streichholzschachteln und farbigen Tuchsejen möglich war. Ob aber die ökonomische Einstellungsnotwendigkeit unserer Technik den so explosiven seelischen Schrei zu stillen gewillt oder imstande ist, das ist eine Frage, über die erst der Zukunft die letztlich entscheidende Antwort vorbehalten sein wird.

Gewiß ist zunächst nur, daß in dem Bestreben der expressionistischen Musiker nach entschiedener Abkehr vom Zwang der lediglich ersten Naturtöne dem Dreiklang und seiner Skala — welche die Grundlage der bisherigen Melodienbildung abgab — ein kräftiger Wille nach neuer Form und neuer Schöpferlust sich zum Durchbruch zu verhelfen sucht. Daß dieser Wille in der Loslösung vom bisher tonalen Prinzip und im Hinneigen zum Atonalen sich kundgibt, kann der neuen musikalischen Kunstrichtung keineswegs gefährlich werden; das Wesen der Atonalität ist in sehr reichem Maße schon in den Werken von Richard Strauß (Elektra) und Max Reger (siehe besonders fis-moll Violinsonate!) deutlich erkennbar. Von beiden ist das bis dahin nur gebräuchliche Vierklang-Prinzip gesprengt und alle 12 Obertöne eines Grundtones kommen überaus zahlreich zu gleichzeitigem Erklingen. Strauß sowohl aber wie auch Reger wird bei aller Erweiterung des Akkordischen mit der Wirkung neuer und vielgestaltiger bis dahin ungewohnter Klangfarben und Klangverbindungen der normal-terzige Aufbau und damit das tonale Grundprinzip gleichermaßen bewahrt und offenbar geblieben sein. Von Reger wissen wenigstens seine Schüler zu berichten, daß ihm selbst seine kühnsten und oft weit entfernt liegenden modulatorischen und klanglichen Kombinationen tonal begründet und überaus klar und einfach in der Deutung erschienen waren. Von einer „Verzerrung der Naturlinie“ kann also bei ihm (wie auch bei Strauß) wohl kaum im Ernst gesprochen werden.

Wenn nun die Expressionisten der Musik von denjenigen der Malerei das Verzerrten dieser Naturlinie — (von ihnen selbst eigenselbstiges Erfassen und Empfinden genannt) — ablehnen wollen, wenn sie die tonal akustische Gesetzmäßigkeit ablehnen, wenn sie die Symmetrie und die strenge Form verworfen, hierin ebenfalls der Richtung in der Malerei folgend, die sich die expressionistische zu nennen pflegt, so wird es dem nachgeborenen musikalischen Expressionismus wohl kaum anders ergehen, als es dem vorgeborenen Expressionismus der Malerei ergangen ist. Die „Richtung“ wird im Absterben begriffen sein, noch ehe sie fähig war, eine Blüte zu treiben, der Ewigkeitswerte (nach menschlichen Begriffen) beschieden wäre.

Denn: Wenn der Deutsche von anderen Völkern und Rassen auch alles aufzunehmen, zu verarbeiten, zu „formen“ und mit deutscher Tiefe zu durchdringen vermag: vorgemachte romanische Sorengung und Ausblüfung von Form und Gesez kann er nicht nachmachen, es würde ihm in seinem Kunstschaffen Tod bedeuten. Die Form zu erweitern, um neuen und größeren Inhalt hinein zu tun, dies ist wahrhaft deutsche Art und von diesem urdeutschen Wesen werden die anderen Völker hoffentlich auch in Zukunft immer noch das meiste abzulernen haben. Und wenn oft auch Schaffen selber erst die Form schafft, Form also denn nicht am Anfang, sondern am Ende der Arbeit steht, sie muß erkennbar sein und begriffen werden können. Dies muß sich der musikalische Expressionismus zur Richtschnur nehmen, wenn er weiter kommen will, als beim Expressionismus der Malerei es möglich war. In die Zukunft zu ragen vermag die neue Richtung eben nur dann, wenn deren Anhängern mehr bewußt ist als es denjenigen der gleichbenannten Gruppe in der Malerei offenbar war, daß wahre und dauernde Kunst stets dardat und weiter dardat wird als Wechselwirkung von Impression und Expression eines gesunden Auffassens und Empfindens, dem Naturverzerrungen billige Konvex- und Konkavspiegelwerke ebenso fremd als widerlich,

pervers und unkünstlerisch erscheinen, wenn sie den Willen und die Kraft aufbringen, die handwerksmäßigen, aber in langem Zeillauf allmählich und mühsam erworbenen Geseze, besonders auch der Form und der Symmetrie nicht zu zerbrechen, sondern nur und mehr zu erweitern.

Wenn auch die Aufgabe des Schaffenden darin besteht, neue (erweiterte) Geseze aufzustellen, so kann doch vor der m. B. Dufonischen Auffassung, daß, wer gegebenen Gesezen folgt, aufhört, ein Schaffender zu sein, nicht genug gewarnt werden. Wie hat sich selbst der Titan und Revolutionär Beethoven, wie Neger, dem Geseze gebengt und auf ihm aufgebaut!

Aufgeben des Gesezgewordenen führt gar zu leicht auf den versinkenden Weg nichtsagenden Verschlummerns und Verdämmerns. In jeglicher Art von Kunst handelt es sich nicht um diese oder jene „Richtung“, deren Tendenz- und Maßanweisung nachweislich schon leider gar zu oft zu qualender und qualvoller Verengung und Erstarrung selbst guter und besser Blütenansätze geführt hat, sondern es handelt sich um den natürlichen Ausdruck tiefer, innerlich erfakter großer Gefühle, den wir, so wie es unlängst an anderer Stelle im „Karlsruher Tagblatt“ gesagt wurde, erahnen oder deutlich klar empfinden schlechthin als: Kunst oder Nichtkunst.

Friedrich Singer / Herbstbild / Drei Sonette.

Noch grünt der Buchenwald — nur oben bringt
Ein frühes Herbstgold durch die Blätterspitzen,
Der Abglanz wetterschwüler Sommerhizen,
Der beide Zeiten brüderlich umschlingt.

Da darf der Bube auf den Schimmel sitzen!
Hell wie er lustig seine Geißel schwingt,
Wies knallt und böllert, hütscht und hüo klingt,
Und wie dem Roß die Hufbeschläge blißen!

Run, Boden, wehr dich, denn es geht aufs Markt!
Der Bauer stampft einher mit schweren Tritten
Und hält die Stangen in den Fäusten stark.

Vom blanken Pfluge mitten durchgeschnitten,
Legt sich die Scholle knirschend auf die Seite:
Schon klappt am Brachfeld eine Furchenbrette!

Vom dünnen Zweige mühevoll getragen,
Glüht eine Birne hoch im lockern Laub;
Die Spazierkummeln um den leichten Raub
Und naschen lärmend, ohne lang zu fragen.

Sie schwebt und schwankt, vom Stiele losgeschlagen,
Und schmettert mächtig in den Straßenstaub,
Der Strohhalm aber, blöde, steif und taub,
Vermag die frechen Kerle nicht zu jagen!

Und ich am Raine lag so wohligh faul,
Vergaß die Sorgen und das Stadtgetöse
Und dehnte mich im warmen Sonnenschein....

Und trüben auf dem reichen Grumbiracker,
Wo man gebückt mit leichten Hacken haut,
Erhebt sich manchmal übermütigh laut
Der jungen Weiber Richern und Gegacker.

Ein Mädchen schichtet mit der Gabel wacker
Auf einen Haufen das verdorrte Kraut,
Aus dem ein purpurrotes Zünglein schaut,
Ein Feuerchen mit fröhlichem Gesacker!

Run bricht es heiß hervor aus allen Poren
Als stolze Bohre, prasselt, frist und brüllt
Und speit ein wildes Funken-Tanzgewimmel

Die schlanke Schöne steht wie traumverloren,
Von schweren Schwaden weißen Rauchs umhüllt,
Der wirbelnd hintreibt in den blauen Himmel.

Halb schlief ich schon — da wieherte der Gaul,
Und mich durchwühlten die gewellten Stöße
Und weckten mich zu einem neuen Sein.

Mar Denna / Auf dem Karlsruher Friedhof.

„Wir müssen ernst werden in allen Dingen!“ Die Wahrheit dieses Richtwortes hämmert die unerbittliche Not unserer Zeit allmählich auch den widerstrebendsten Gehirnen ein. Der ruhige, bedächtige und pflichttreue Ernst tut uns not, um die Freude an der Arbeit, den Willen zum Leben zu erhalten in dem dunklen Strom des Daseins, der uns mit seinen trüben Wogen von Pessimismus und Skeptizismus und Gtel an einem Teil der Menschheit zu erstickn droht. Je stärker des Lebens nackte Notdurft an uns reißt und zerrt, desto mehr müssen wir streben, Abstand zum Leben zu bewahren, unser Streben und Mühen „sub specie aeternitatis“ einzustellen. Der Gedanke an den Tod, dem unerlöschlich festen Punkt und Ziel, aemollt oder unaemollt, alles Daseins der absoluten Lösung aller Fragen und Zweifel, an dem alle philosophischen und religiösen Systeme zerfallen, kann uns davon frei machen, allzu sehr am

Leben zu kleben. Es ist dabei ganz gleichgültigh, ob wir im Tode ein Ende für immer sehen — warum soll man sich nicht auf einen tiefen, traumlojen, ewigen Schlaf freuen? — oder nur einen Uebergang — wäre es nicht schön, das Leben und die Verantwortung in die Hände eines Größeren legen zu dürfen?

„Am ernst zu werden in allen Dingen“ und wieder stillen Mut zu fassen für die erbitterten und erbitternden Kämpfe des Lebens im Gedenken an das endliche Ziel aller Menschennot kann ein besinnlicher Gana durch den Friedhof von tiefster innerlicher Wirkung sein. Besonders leicht, wo die Natur sich zum Sterben rüflet, wo der Wald sein letztes Leben in allföhenden Farben verbrüht und die Nebelschleier sich wie zartes Veldeutuch über die bunten Pracht der Herbstblumen breiten.

Der Friedhof von Karlsruhe ist tuna, das ehrwürdigh des Alters, was z. B. gerade den alten Freiburger Kirchhof so

wunderbar stimmungsvoll macht, fehlt ihm naturgemäß, sehr vieles ist noch in der Entwicklung. Aber er liegt sehr schön. Ein herrlicher Weg vom Marktplatz durch den Schloss- und Basanengarten an den Pagodenhäuschen vorbei und dann noch ein Stückchen über Feld, führt zu ihm. Ein hoher, stiller, jetzt in allen Farbenshatterungen prangender Wald schließt gegen Norden ab, von Süden blauen die Schwarzwaldvorberge herüber und das Rintheimer Kirchlein läutet allabendlich mit seinem Betglöckchen den Friedhof zur Ruhe.

Der Vorraum des Friedhofs mit dem Säulengang der Grufte und der Kapelle, der „campo santo“ ist ziemlich nüchtern und erwacht erst zu eigenartigem Leben, wenn abends die Laterne unter dem Torbogen Licht und Schatten streut. Im Friedhof selbst verwirrt zuerst die Fülle der Grabdenkmäler, die Liebe und Treue der Menschen den Toten errichtet haben, besonders da, wie auf allen Friedhöfen, das Mittelgut und vieles, was gleichgültig läßt, vorherrscht. Es bleibt da nur ein Mittel: Wände, ja ganze Wälder von Bäumen, Sträuchern und Blumen anzupflanzen und darin jeden Stein für sich einzubetten. Soll doch überhaupt der Friedhof ein Garten sein, wo müde Menschen ausruhen, wo auch die Mühseligen und Beladenen ihr Pläschen an der Sonne finden, wo die wilden Wünsche und Leidenschaften unter dem dunklen Grün des Efeu und des Immergrüns stille werden, wo bitterer Schmerz und heimlich Leid im Wehen des Windes durch die Blätter rauscht, wo Freude und genossenes Glück in den Stimmen der Vögel jubelt und singt und wo sich dem Duft der Blüten und Blumen zarte Sehnsucht und gläubig Hoffen mengt. Ein Garten sollte der Friedhof sein, emporgewachsen aus dem Leid und Glück der Menschen zur Sonne, zum Leben. Und ein herrlicher Garten ist der Karlsruher Friedhof schon. Platanen und Pappeln, Ebereschen und Naldorn umsäumen seine breiten Alleen, hohe Baumgruppen von Tannen und Lärchen, Ahorn, Linden und Buchen geben ihm ein parkähnliches Aussehen. In die schwermütigen Gruppen der Trauerweiden und der Trauereschen und der zitternden Eiben, in die düstern Schatten des Wacholders und der Lebensbäume und der dunklen Haseln werfen die reinen und keuschen Silberstämmchen der Birken Licht und Bewegung. Dunkle Klirren von Efeu umwuchern die Gräber und klingen sich an den Bäumen empor und wilder Wein rankt sich mit letzter Blut wie eine Kette blutiger Tränen dazwischen.

Der Platz, auf dem die Opfer des furchtbaren Kindermordes ihr so früh zerbrochenes Kinderalters weiterträumen, ist zu wenig einheitlich und zu sehr in sogar manchmal nicht gerade schöne Einzelgräber zerstückelt. Selbst wenn dieser tieftraurige Ort ein Denkmal erhält, müßte trotzdem noch die gärtnerische Anlage einheitlich durchgeführt werden. Zu jeder Jahreszeit, wo es die Natur erlaubt, müßte eine Wucht von roten Blumen an diese ungeheuerliche Schuld des Krieges erinnern, von Blumen, die wie blutige Flamme zum Himmel emporlodern. Im allgemeinen sind auf dem Karlsruher Friedhof auch sonst die Kinder in gemeinsamen Feldern beerdigt und es hat sich anscheinend die Ueberlieferung gebildet, jedes dieser Hügelchen mit einem kleinen Porzellanengel zu schmücken. Man muß solch ein Länderland in der Dämmerung begehren, wenn die Bäume phantastische Silhouetten in den Abendhimmel schneiden, wenn die ersten Sterne schüchtern aufblitzen und leichte, zarte Nebelschleier um die kleinen Engel schweben. Du kannst dann träumen, du seiest in ein Märchenland gekommen, wo dich die Seelen der Kinder wie Irwische und Geister umtanzen.

Auf unserem Friedhof herrscht fast durchweg das Mittelgut an Grabdenkmälern vor. Es sind alle nur erdenklichen Arten und Motive vertreten in Ausführungen, je nach Geschmack und Mitteln, von Holz, Sandstein, Granit, weißem und schwarzem Marmor, Bronze und, weniger häufig, in Schmiedeeisen, Majolika und getriebenem Messing. Wir finden naturgemäß am häufigsten das Kreuz, leider sehr wenig in der irdischen Form, die doch sehr das Etkne und Starre unseres Kreuzes mildert. Leider besteht anscheinend ein Widerwillen gegen Kreuze aus Holz oder Schmiedeeisen, obwohl sich damit wunderbare Wirkungen erzielen lassen. Natürlich dürfen sie nicht durch einen Porzellanengel verunstaltet werden. An die Säule oder an das Kreuz lehnt sich oft noch ein trauerndes Mädchen, wie überhaupt die Mädchengestalt sehr häufig auch allein als Sinnbild der Trauer verwendet wird, viel mehr als die eines Jünglings, der dann gewöhnlich als Thanatos dargestellt ist, der seine Kadel löst. Auch sonst sind noch vereinzelte Motive wie der Totenführer Charon aus dem Mythos der Griechen entlehnt. Wir finden ferner Obeliske, Stelen, Epitaphien, Podeste mit Urnen oder Vasen voll von Früchten und Blumen, einfache und immer wieder durch ihre Schlichtheit schöne aufrecht gestellte und liegende Platten. Diesen stehen dann wieder pompöse Grabanlagen gegenüber, darunter eine in der Art eines archaischen Tempels, die aber oft den Eindruck des Kalten hervorruft. Ueber das Anbringen von Vorrätkmedaillons oder gar Bildnissen kann man verschiedener Meinung sein. Einwandfrei sind sie selbstverständlich, wenn sie rein als

Kunstwerke für sich bestehen können. Aber verboten sollte die Verwendung von Photographien werden. Erfreulicherweise zeigt sich diese Unsitte auf unserm Friedhofe nur vereinzelt. Ebenso sollte man doch wenigstens im Tode auf das Aufhängen seiner Titel, die ja im Leben von Wert gewesen sein mögen, verzichten können. Der Friedhof soll doch kein Adressbuch, allerdings viel weniger noch ein Photographiealbum sein.

Aus der reichen Fülle der Denkmäler seien nur einige herausgegriffen. Auf einem Grabstein liegt ein kleines Mädchen in sein Bettlein gekuschelt und schläft friedlich. Ein anderes Mädchen steht mit halb trozigem, halb weinerlichem Gesichtchen ganz verlassen da, wie wenn es sich verirrt hätte. Eine kleine Mädchengestalt aus schon ganz vermodertem, weißem Sandstein kniet, faltet treuherzig seine Händchen und spricht: „Du hast mich gerufen, o himmlischer Vater, hier bin ich, dein Kind“. Auf einem Grabstein sieht man nur das Lockenköpfchen eines Knaben, das auf seine Armechen geschmiegt, in denen täglich ein Sträußchen frischer Blumen steckt, schlummert. Dazu die Worte:

Ein flüchtiger Gast in diesem Erdenleben,
Erkennest du und gindest von uns fort.
Er, der zur Freude uns dich einst gegeben
Nahm dich hinweg in seinen treuen Ort.
Nichts Sichtbares blieb von dir hienieden,
Zu dir die Liebe blieb allein zurück,
O, mögest ruhen du in sanftem Frieden,
Du unier aller Freude, aller Glück.

Der originale Ludwig-Uhland-Vers findet sich ebenfalls auf einem Grabstein:

„Du farnest und gindest mit leiser Spur,
Ein flüchtiger Gast im Erdenland.
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.“

Von wieviel bitterem Schmerz zeugt die kurze Inschrift: „Deine Jugend war Leid“. Einer der schönsten und eigenartigsten Steine, bei dem auch einmal müdig die moderne Plastik zur Sprache kommt, zeigt ein junges, knospendes Mädchen mit einer Rose in der Hand. Dazu der Rückertische Vers:

Die Rose stund im Tau, da waren Perlen grau,
Als Sonne sie beschienen, wurden sie zu Rubinen.

Auf dem Grabe einer Zwanzigjährigen lesen wir: „Ich hab euch alle gern, so sprichst du zu den Blumen. Der Blumen Los ward dir beschieden: Du blühest, erfreuest, verwelkest.“ Von ergreifender Schönheit ist die Gestalt eines Mädchens, die auf einem Sarkophage liegend, den feinen Kopf an eine Urne lehnt, um die sie ihre Arme müde und in hoffnungslosem Leide schlingt. Ein Motiv aus Holbeins Totentanz wird auf einem Bronzerelief aufgenommen, das einen Mann zeigt, der der untergehenden Sonne entgegenflüht, während der finstere Tod, in der Hand die Sense, den Pferdchen in die Tanne fällt. Dabel das Verswort: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Das gleiche Bibelwort finden wir auf einem andern Bronzerelief: „In einem Kornfelde ruht ein Mann erschöpft von seiner Tagesarbeit aus, die Arme müde auf die Erde gelegt. Vor ihm steht seine Ernte an reichen vollen Aehrengarben. Auf einem Steine von grauem Granit sehen wir einen wundervoll in den Raum gestellten fähnen und wuchtigen Reitersmann mit dem trozigen Worte: „Denn der Tod ist verhängen in den Sieg.“ Auf einem mächtigen, von einem Baume überschatteten Bronzerelief wendet sich ein großer und starker Mann festen Schrittes von seinem tiefverhüllten Weibe ab, die mit leidvoller Gebärde nur zögernd seine Hand aus der ihren gleiten läßt. Auf einem kleinen Bronzerelief zieht eine Mutter noch einmal in herzerweichendem Jammer ihr Schöndchen an ihre Brust, bevor sie es für immer verlassen muß. Auf einem Grabmal von weißem Marmor drückt eine junge Mutter mit gelbtem Haar, auf dem Arm ihr schlafendes Kindchen, die zum Tode führende Türe auf, während sie noch einmal wehmützig in das Leben zurückschaut. Das Datum gibt an, daß die Mutter zwanzig Jahre, das Kind acht Tage alt war, als sie starben. Das Motiv des sich vor einer hindurchschreitenden Gestalt öffnenden Tores lehrt noch verschiedentlich wieder, oft ist aber auch nur ein Tor dargestellt als Sinnbild der Scheidung von Tod und Leben. Dieses Motiv zeigt auch das wohl schönste und stimmungsvollste Grab, das auf dem Friedhof sich findet. Das Grabmal, ein schmales wuchtiges Tor mit schwerem Türning, vor den Säulen dunkler Efeu, ist namenlos und trägt nur diese Inschrift voll ergreifender Sehnsucht:

Mit hartem Dröhnen ist das schwere Tor
Der Erde hinter dir ins Schloß gefallen,
Ich lege lauschend an den Spalt mein Ohr
Und höre drüben deine Schritte hallen.
Der Klang kühlt mir das Herz, so hart es litt,
Und schlägt um mich den Lärm des Tages nieder.
Du drüben und ich hier! — Wir hatten Tritt
Und treffen uns am gleichen Ziele wieder.

Auf einer großen Marmorstele sehen wir ein Menschenpaar, das den Lauf seines Erdenlebens bis ins Alter zusammen zurücklegen durfte und das nun unter der Führung eines Engels, der ihm mit ausgestrecktem Arm an Weg zur Höhe zeigt, seine Wanderung ins Jenseits fortsetzen darf. Auf einer anderen Marmorstele das an Drygheus und Eurypile anklingende Abschiedsmotiv, bei dem die Frau den Ehegatten sanft nach sich zieht. Auf dem Stirngesims ist das stolze Wort eingemeißelt: Keine wie Du.

An Grabstätten von in weiten Kreisen bekannten Persönlichkeiten weist der Karlsruher Friedhof die Grust Viktor von Scheffels und das Grab Hermine Billingers auf. Fene, mit den Medaillons des Dichters, seines Sohnes und seines Enkels geschmückt, ist reichlich kühl und herkömmlich, dieses zeigt in einem Marmorrelief, das einem von Eisen und Garnen umspinnenen Granitblock eingefügt ist, die lieben und schlachten Süge der Schriftstellerin.

Daß die Mehrzahl der Gedenksteine Kreuzesform hat, ist auf einem christlichen Friedhofe selbstverständlich. Ist doch das Kreuz das Symbol der Erlösung. Dagegen haben Kreuzförmige im allgemeinen etwas Duäles und Graufames. Es würde doch auch genügen, daß Christus täglich von uns Menschen in Wort und Tat getrennt wird. Der Gedanke der Auferstehung wird in einigen Darstellungen aufgenommen und eine heiligsvolle Feinsgestalt, die in der Pfunde das Kreuz hält und die Rechte gebieterisch über die Gräber ausstreckt, zeigt Christus als Erwecker und Erlöser.

Bei den den Grabmälern beigegebenen Worten und Versen ist es nur bedauerlich, daß so oft gleichgültige oder, weil zu sentimental, unwahr klingende Sprüche gewählt wurden und gerade diese sich dauernd wiederholen. Der größte Teil der Inschriften ist naturgemäß aus der Bibel entnommen. So kehrt häufig wieder: „Die Liebe höret nimmer auf“ oder „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“ und das innig-schöne: „Ich habe dich geliebt, darum hab ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte“ und ähnlich: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“ oder das vertrauende: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt“. Voll ruhigen Trostes ist: „Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich will euch wieder sehen und euer Herz soll sich freuen und eure Freunde soll niemand von euch nehmen“ und in gleicher Weise trostvoll: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten“ und: „Weinet nicht, eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen“. Wohl dem, der von sich sagen kann: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“. Die andern Inschriften gleichen diese Gedanken in weltliche Verse um, beleuchten kurz das Leben der Vorstorbenen oder bringen die Stimmungen und Gefühle der Ueberlebenden zum Ausdruck. Aber auch die Toten selbst kommen oft noch einmal zu Wort. In seiner letzten Not schreibt ein Mensch auf: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele“. Ein anderer betet: „O Gott, gib deine Liebe den Lebenden und deinen Frieden den Abgestorbenen“. Mutterliebe tröstet: „Ich bin alle Tage bei euch“, die Mutterliebe, von der es auf einem andern Grabe heißt: „Der kleine Michael auf einer Mutter Grab deckt viel treue Liebe zu“. Eine Seele fleht: „Wenn du die Toten wirst an jenem Tag erwecken, wollest du auch deine Hand zu unserm Grab ausstrecken“. Und erschütternd klingt der Schrei: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“. Einen leisen Anflug an Märtelern haben: „Tritt hin zu meinem Grab, stür mich nicht in meiner Ruh, bedenk, was ich gelitten hab, gönne mir nur die ew'ge Ruh“ und: „Hier liege ich und muß verweisen, was ihr noch seht, bin ich gewesen, was ich nun bin, das werdet ihr, geht nicht vorüber — betet mir“. Abschiedsworte an das Leben sind: „Nimm mich still bereit, nahender Frieden, werde Vergessene, alles hienieden. — Was ich noch wünschen mag, ist, daß die Meinen, länger als einen Tag nicht um mich weinen“. Auch findet sich das schöne Lied von Arndt:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde schied ich ab,

Denn mich ruft des Himmels Friede,
Denn mich ruft die süße Ruh
Von den Engeln droben zu.

Selten sind allzu persönlich gefärbte Wünsche und Stimmungsniederlegungen. Aber doch klingen es einmal bitter auf: „Gott wolle uns im Jenseits vereinen, hier lassen es böse Menschen nicht zu“ und leidenschaftliche Glut flammte in den Worten: „... so sterben wir um ungeerent, ewig einig ohne End' — ohn' Erwaschen, ohn' Erwaschen, namenlos in Lieb' umfangen, ganz uns selbst gegeben, der Liebe nur zu leben“. Dem verzweifelnden, ohnmächtigen Ausruf: „Wer weiß, warum“ steht das jauchzende Bekenntnis gegenüber: „Ich besah es doch einmal, was so löstlich ist, daß man doch zu seiner Qual, nimmer es vergißt“. Die Seele, die aus den Stürmen und Leidenschaften des Lebens heimgefunden hat, spricht: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden“, denn:

„Dahem ist's gut!

Wir sprachen oft und haben geseht und haben gehofft,
Vorüber schwand die Erdennot, wir blickten in's gold'ne
Morgenrot,

Dahem ist's gut!

Und die Sehnsucht, die über die Grenzen der Welt hinaus nach der Ewigkeit die Hände streckt, bricht, als sie Ruhe gefunden, in den Jubelruf aus: „Dahem!“ — Häufig sind die kurzen Nachrufe, die den Toten mitgegeben werden. Schön sind darunter die Urteile: „Edel war sie, hilfreich und gut“, „Ihr Leben war Liebe und Arbeit“, „Schaffen und Streben, das war ihr Leben“ und ähnliche mehr. Vereinzelt wird in Inschriften über den Sinn und Wert des Lebens gegrübelt: „Wer lange lebt, steht lang im Leid, wer frühe stirbt, kommt bald zur Freud“ oder: „Ein Rätsel ist das Menschensein, kein Grübler denkt es aus, jung lebt und freut man sich hinein, in Schmerzen alt hinaus“ und „Droh fliehen die Jahre, die Jugend entweicht, ob nutzlosem Trachten sind Haare erblich, dann klopft der Tod ans verwitterte Herz und endet die Sehnsucht und endet den Schmerz“. Eine Inschrift mahnt leise: „Es schied der Tod nicht immer Voten, er kommt auch oft unangemeldet und fordert uns ins Land der Toten, wohl dem, der Haus und Herz bestellt“. Sinn und Richtung des Lebens gibt das kurze Wort: „Durch Kreuz zur Krone“.

Wohl den schönsten Teil des Friedhofs bildet die Gegend um das Krematorium und das besonders aus der Ferne durch seine, an die ältesten germanischen Baudenkmäler erinnernde würdige Architektur auffallende Vorklassische Mausoleum mit dem Urnen- und dem Kriegerfriedhof. Man merkt da eine zielbewusste künstlerische Leitung, die bis jetzt alle Halbheiten und Ruhestandnisse an billige Geschmacksrichtungen vermieden hat. Das von wilden Reben vollständig eingesponnene, in allen Stufen des Rots glühende und in die riesigen Trauerweiden und Pappeln gebettete Krematorium ist von hohem poetischen und stimmungsvollen Reiz und harmonischer Schönheit. Der Urnenfriedhof gleicht mit seinen weißen Bänken einem stillen Park. Man muß staunen, in wieviel und fast durchweg künstlerische Variationen das Motiv der Urne abgewandelt werden kann. Die geringe Größe eines Urnengrabes zwingt allerdings von vornherein schon zur größeren künstlerischen Fucht und weiseren Beschränkung. Der Kriegerfriedhof trägt sich der schönen Gesamtanlage würdig ein. Was an Grabsteinen schon errichtet ist, genügt sogar hohen Anforderungen. Wen erinnern die vielen, vielen Holzkreuze unserer Soldaten nicht an die unzähligen Soldatenfriedhöfe in fremder, feindlicher Erde, die in ähnlicher durch die Masse bedingten Grobheitigkeit und trotzdem mit so viel Liebe angelegt waren? Wie mögen sie jetzt aussehen? Die Inschriften auf den Gräbern zweier jungen Krieger haben als Ausdruck für die sinnlose und doch wieder erhebende Tragik des Krieges symbolische Bedeutung für alle, die für ihr Vater- und Kinderland starben:

„Ein junges, tapfres, hoffnungstrophes Leben,
Ein kurzer Frühling, dem kein Herbst gegeben“

und

„Niemand hat größere Liebe denn die,
daß er sein Leben läßt für seine Freunde“.

D. Weiner / Aus Tagen der Kindheit.

Der Wanderer, der von Freiburg über St. Georgen den Weg nach Wesen nimmt, auf der großen ehemaligen Poststraße nach Breisach und dem Elz, kommt zunächst durch den sumpfigen Mooswald, die Niederung zwischen dem Tuniberg und dem Schwarzwald, in der einstens der sog. Durchein floß. Nach einer Stunde etwa öffnet sich vor ihm ein Wiesental, durch das die Straße sich schlängelt, und vor ihm liegt das weiße Kirchlein von Tiengen auf dem vorgehobenen Hügel des Tuniberges, an dessen sanfter Ostabdachung die Häuser und Höfe des Dorfes sich lehnen. Ein plätschernd Bächlein wird von

gewölbter Brücke überdeckt, Pappeln, Haselnuß und Weide wachsen daran. Hellklares Wasser strömt über weiße Kiesel, fleckige Wäscherinnen aus dem Dorfe stehen daran, emsig Spinnen und Leintuch auf dem blankgeschuerten Waschbock seifend, während andere die weißen Laten im Bächlein „schwaddern“ und tauchen. Dann freuten wir Buben und Mädchen uns, die wir barsch im niedrigen Bache standen, wenn die Seifenblasen auf dem Wasser schwammen und die Seife endlich am Seile flatterten. Manchmal gingen wir auch im Bächlein hinauf, vorsichtig, das Wasser nicht zu trüben, denn die

Wäscherinnen ließen darin nicht mit sich spassen. Und alles kam uns so groß vor, die Wäsche am Ufer, die weiten, langen Matten, der ferne Wald, die wenigen hundert Meter, die wir im Wächlein wadend weiterschritten, die Stellen, wo uns das Wasser bis über die Knie reichte, das Fischlein, das sich in unsere Nähe verirrt hatte und nun eilends entschwamm, der Frosch, der unter den großen Wurzeln sich versteckte, Schilf und Wasserrohr, das da wuchs, die Tiefe, in der das Wächlein floß. Wir waren eben damals erst vier bis fünf Lenze alt, saßen in der Kinderschule: Weißt du, wieviel Sternlein stehen?, fürchteten uns schrecklich vor den Gänfen mit den langgestreckten Halsen, wenn sie uns auf dem „Schulweg“ begegneten und, durften wir in den Grasgarten hinter der Schule, so erschienen uns die Blumen im hohen Gras gar riesengroß, so daß wir, ohne uns zu bücken, daran riechen konnten und gelbe Näschen bekamen, während die Apfelbäume hoch über uns schier in den blauen Himmel ragten.

Am schönsten aber waren die Samstage. Da war die Tante schon um 2 Uhr aufgestanden, während wir in der Kammer noch sanft schlummerten und träumten, hatte sich in der ruhigen Küche beim trüben Scheine des Dellämpchens unter dem schwarzen Kamin den Morgenkaffee gekocht, und war dann den weiten Weg nach Freiburg gewandert auf den Markt, den großen Korb auf dem Kopf über dem „Chranz“. Dort kam sie an, als eben die ersten Sonnenstrahlen über den Schloßberg schauten und die Spitze des Münsters suchten. Und nachmittags um 3 Uhr kamen sie dann zurück, die Marktfrauen, diesmal auf den leeren Marktwagen und fröhlicher Stimmung, denn sie hatten im „Rebstod“ in St. Georgen ein „Biertel“ gekrunken. Wie sprangen wir dann den „Ankerbusch“ hinunter, wenn die Wagen im Unterdorf um die Ecke fuhren! In kleinen, dreieckigen Läden bekam jedes sein Geschenk, Gutseli, rot und weiß, süß und fein. Wie konnten wir uns doch über dies Kleine so freuen! In der Stube ging's aus Auspacken; Kaffee, Bichorie, Zucker kamen zum Vorschein, denn in der „Stadt“ bekommt man eben alles billiger und besser als „him Chramer“. Der neue Stoff zur Schürze ward bestaunt, befühl und geschätzt, der „Erlös“ mit der Kreide auf dem Tisch errechnet, was das „Chrut“ gegolten, die Bohnen und die gelben Rüben, der „Anken“ und die Eier, nach der Arbeit des Vormittags gefragt und beraten, was noch auf den Rest des Tages zu tun. Dann schleckten wir unsere Gutseli, glücklich und wunschlos, hoben einige im Glaskränklein auf, die Tante verschwand hinter dem Kachelofen in der Kammer, den „Werkstügend“ anzutun, indes die Großmutter den „Chranz Serwela“ in der Küche sott und dann den dampfenden Kaffee zu den „Chrüzerweden“ auf den Tisch stellte.

Einmal waren eines Tages zwei Hafner von Munzingen in die Stube gekommen, die den alten Kachelofen abriffen. Die Großmutter weinte, aber die Männer sagten, er sei nicht mehr feuerfest gewesen. Dann aber bauten sie einen neuen, und wie es uns Kindern blinnte, viel schöner. Kachel wurde an Kachel gefügt, innen alles gut mit Lehm verstrichen, das eiserne Türlein eingebaut, und in der Mittagspause, wenn die Hafner weg waren krochen wir einmal sogar hinein. Auch die „Kunst“ worauf wir uns im Winter wärmten, ward neu erstellt. Jedoch sahen es uns, als ob die Großmutter uns am alten Ofen auf der Ofenbank nach dem Betglodläuten doch lieber Geschichten erzählt als am neuen, dessen Kacheln doch so glänzten. Und sie hat eine alte, matte Kachel aufbewahrt in ihrer Kammer, das hat uns später oft zu denken gegeben. Aber warum sie es getan, hat uns die Großmutter nie gesagt. Die andern Kacheln hat dann der Onkel hinausgeführt auf die Matten, den weichen Weg zu festigen.

Defters kamen auch Korbmacher vom Elsaß herüber und hielten mit ihren mächtigen Planwagen vor dem „Anker“. Sie fuhren den weiten Weg von Colmar nach Freiburg jeweils in der Nacht, um rechtzeitig auf dem Markt zu sein. Wir schauten hinter den Blumenstöcken am Fenster hinsüber, wie sie ihre kleinen Pferde tränkten und fütterten; etwas Geheimnisvolles war um ihre Wagen, unter deren Zeltdach sie schliefen und aßen, geheimnisvoll wenigstens für uns Kinder, denn die Großmutter hatte uns eindringlich verboten, das Haus zu verlassen, solange sie „am Anker“ hielten. kamen sie doch aus dem Elsaß, woher allerhand fahrendes Volk die Straße zog, zuweilen auch der Wärentreiber mit dem Dubelsack oder die „Schauvielergesellschaft“, alles Leute, die nach ihrem religiösen Sinn wenig Rechtchafferes trieben und im Geruche standen. Kinder mitgenommen zu haben, wiewohl uns dies die Großmutter nie beweisen konnte.

Welchevoll war jeweils der Sonntagmorgen. Wenn es das „Andere“ läutete, durfte ich dem Väslein den „Malen“ im Gärtlein holen, duftenden Goldblat oder leuchtende Nagelein. Dann wurden die „Chappen“ mit den Seidenstrafen aus dem Kasten geholt und die schwarzglänzenden Halbtücher umgebunden, hinten im Dreieck „festgeguftet“ und vorn über die Brust, die langen Bänder an die Böpfe „gesteckt“ und die letzten Weisungen den Dabelmbleibenden gegeben. Beim Zusammenläuten lösten sich aus jedem Haus schwarze Gestalten, die die faubergelegte Dorfstraße hinabwanderten, dem weißen Kirchlein zu, das sich morgenfrisch abhob vom fernen Schaninsland und Schönberg. Beim Vaterunserläuten kam das weiße Leintuch auf den Tisch, das „Währüeggl“ ward gefüllt mit „Miem“, von dem die Großmutter ein besonders gutes Väslein im Keller hatte, und essensbereit wurden die Kirchgänger erwartet.

Aber auch an Werktagen, wenn die Mittagsstunde alle um den Tisch versammelte und der Jüngste das Gebet sprach, lag eine gewisse Feierlichkeit über uns. Dann kam die eine große Platte mit dem Sauerkraut und den Spähle auf die blankgeschuerte „Tafel“. Eine Gabel in der Rechten, ein Stück Schwarzbrot in der Linken saßen wir darum und zählten uns gegenseitig die Spähle, die wir, im Krautberge vordringend, errangen. Wenn wir dann aber, schon halb satt, begannen Gänge in das Kraut zu graben, die gegenseitig ineinander mündeten, verbat sich das die Großmutter, schlug uns mit der Gabel auf die Finger und trug die Platte ab, entrühtet über uns gottloses und „nichtsnußiges Volk“. Des Abends gab's meist „geschwellte Händöpfel“ mit Gurkengemüse in Mehl und gedämpften Zwiebeln. Dann floderte der Kerze trübes Licht unruhig über dem Tisch, die wettergebräunten Gesichter von Onkel und Tante matt beleuchtend und das runzelige der Großmutter, wir saßen vornübergebeugt und aßen schweigend und müde, der Kaffee dampfte in der Kanne, mengte seinen ardmatischen Geruch mit den Unschlittdämpfen der Kerze, in der Ecke blinkten die Täschen und Gläser im Halbdunkel aus dem Glaskränk, dort hockte der massige Ofen schwarz im Hintergrund, und von draußen schallte das feierabendmüde Fahren der Spätheimkehrenden in das still-sanfte Räten der Abendglocke.

In späteren Jahren ging's an stillen Sommernachmittagen oft in die Neben hinaus. Da führte der Weg durch den schluchtenartigen Hohlweg, die „Kabinage“, ein Charakteristikum der Röhlandschaft, durch die abtragende Tätigkeit des Wassers und die schürfende der Fuhrwerke bedingt, weit hin. Wenn oben heiß die Sonne brannte, schritten wir unten im Schatten durch den vom Regen aufgeweichten Röh, an den steilen Wänden hinauf standen Kesseln, Wäsche und Strauchwerk, und oben wölbten sich die Baumkronen, die Aeste beiderseits ineinander verschlingend, zum grünen Laubdache. An manchen Stellen der Röhwand waren Stufen eingehauen oder ein schmaler Fußpfad führte schräg empor. Hinansteigend gewannen wir die Höhe des Tuniberger. Weinberg und Acker in lieblichem Wechsel, Kirsch- und Nußbaum besetzten die gewellten Hügel. Wenn dann der Onkel im stillen Wingert, im „Schneckenberg“ oder auf dem „Rimsingerberg“ den Mist im „Büchl“ von Stod zu Stod trug, fürsorglich verteilend, stiegen wir auf den Weichselbaum, die sauren Kirschen zu naschen oder schwärmten in den verschatteten Graszweigen umher. Manchmal hielten wir auch Nußschau nach dem Wasgenwald hinüber, der wie eine dunkle Wand im Westen stand, suchten über der Ebene und dem Ried das Münster zu Breisach auf dem Hügel und den Echartsberg, sahen auch des Rheines silbernen Band hinter den Pappeln schimmern und blickten auf Rimsingen hinab, das sich traulich an die warmen Röhwände schmiegte und den Sommernachmittagschlaf schlummerte. Oder wir schauten rückwärts zu den schwarzen hohen badischen Bergen hinüber, wo die Häuser von Freiburg, wie in einer Spielschachtel aufgestellt, der Nachmittagskassone sich darboten, vom schlanken Münsterurm bewacht, wo Kandell, Schönberg, Schaninsland, Feldberg, Welchen und Blauen und alle die andern ihre Kuppen zum Himmel hoben. Im Norden dehnte sich breit der Kaiserstuhl in der Ebene, und zuweilen konnten wir im Süden hinter dem Jura die Alpen erkennen. Das waren unvergeßliche Bilder.

Waren dann die Ferien zu Ende, ging's mit der Post in der Morgendämmerung gen Mengen und Schallstadt, wo der Vater an der Bahn uns wieder übernahm. Das war ein

eigenartiges Fahren auf dem kleinen Postfuhrwerk durch die laustrische Morgenluft die Hohlwege entlang. Die Laterne unter der Wagendeckel warf die Schatten der Räder auf die Bänke am Wegrand. über uns rauschte der Herbstwind in den Nadelbäumen und warf die ersten Nüsse herunter, zur Linken lagerten noch die Nebel auf den Matten, der Postillon saß schweigend vor uns, der Abschied von der lieben Großmutter bewegte noch unser Herz, wir hatten Liebgewordenes, die zweite Heimat, verlassen und eilten nun der ersten Heimat

wieder zu. Als wir aber dann im „Röhle“ in Schallstadt hinter dem Tisch saßen und der Wirt die duffenden Bratwürste mit den Becken auf den Tisch stellte und für Vater und Onkel eine Flasche echten Markgräflers war unser seelisches Gleichgewicht — wie Kinder nun eben sind — bald wieder hergestellt; unter Essen und Lachen ward dem Vater das Schönste aus den Ferien erzählt, und voll Freude über die lange Eisenbahnfahrt stiegen wir dann in den Zug, der uns durchs Rebgeleinde ins Unterland entführte.

Augusta Bender / Die lange Nacht.

Schon die zweite in diesem Winter! Warum auch nicht! Bers lang hat, läßt's lang hängen... Und die ganze Burschenschaft des Dorfes hätte sich zu Ehren angerechnet, der Walthers Vorlese (Spinnstube) den Wein bezahlen zu dürfen, nachdem man sie zu Röcheln und Kaffee eingeladen hatte. Und was für einen Kaffee! Bei der ersten langen Nacht, die im Dezember gehalten wurde, hatten Burschen und Mädchen Käusche davon bekommen — vom Kaffee nämlich, nicht vom Wein, der erst später, das heißt gegen Morgen geholt wurde. Und daß am andern Tag dann alle Kagenjammer hatten, konnte auch nicht lange verheimlicht werden, am wenigsten von den Neidhämmeln, den Sonnenwirtsbuben, die bis nach Mitternacht das Haus umstellt hielten, auch nachdem es ihnen nicht gelungen war, die Rühle hinwegzustippen.

Um so mehr war man jetzt auf diese zweite lange Nacht gespannt, die der zunehmenden Tage wegen später als die erste anfang und deshalb wohl noch länger dauerte, wenn auch nicht des Spinnens wegen, sondern wegen des Essens und Trinkens, Singens und Tanzens.

Ja, bei Walthers hatten sie gut lustig und guter Dinge sein: nicht eine einzige Nacht im ganzen Winter waren sie „Schneider“ geworden, das heißt ohne Burschengesellschaft geblieben. Und so hatte die Stubendecke über dem Lichtstock, wo es am schwärzesten war, nicht einen einzigen weißen Strich bekommen.

Kein Wunder auch! Nicht allein, daß das Haus der reichen Walthersleute mitten im Dorfe an der Hauptstraße lag, es waren gewöhnlich lauter reiche Mädchen, die mit den zwei erwachsenen Töchtern Kameradschaft pflogen. Eine Ausnahme machte die kleine Amalie, die aber nur als Mitgängerin galt, weil sie so gut vorsingen und erzählen konnte und einen zuverlässigen Charakter hatte.

Auf diesen letzten Umstand wurde nämlich besonderer Wert gelegt, und zwar von den Eltern ihrer Base, einem großen, mit ihren siebzehn Jahren fast überreifen Mädchen, die man der besonderen Wachsamkeit der Kleinen unterstellt hatte, obgleich diese nur wenige Monate älter war. Denn sie konnte um so besser für andere eintreten, als sie auf keinen Burschen des Dorfes um ihrer selber willen ein Auge hatte — nicht von der Ferne, und noch weniger von der Nähe. Wozu denn auch? Zum Heiraten wäre sie ihnen ja doch nicht reich genug gewesen, und zum Heimführen von der Vorlese... na, danke schön!

Aber trotz aller Wachsamkeit war es eine schwere Aufgabe, auf ihre mannbare Base Acht zu geben. Denn als einzige, wirklich ganz einzige Tochter des reichen Talmüllers hatte diese stets ihren eigenen Willen gehabt und ihn mit List oder Gewalt den Eltern gegenüber geltend zu machen gewußt. Und daß sie gänzlich von dem Sägmüllersohn vom Weiler los war, wie sie es Wort haben wollte, glaubte ihr kein Mensch im Dorfe, am wenigsten die kleine Amalie. In diesem Punkte aber hatte sie keine große Sympathie mit den Alten, denn zuerst hatten sie die Sache angezettelt, um sie dann ebenso hitzig zu hintertreiben, als sie nämlich erfahren hatten, daß der Reichtum des jungen Sägmüllers denn doch nicht so groß war, um sich mit dem ihrer Tochter messen zu können.

„Mädel, folg deinen Eltern“, pflegte die alte Walthern zu sagen, alt im Vergleich zu den Jungen nämlich; denn noch war sie nicht weit in den Bierzigern. Ihrer Wohlbeleibtheit wegen wurde sie aber für älter gehalten. „Allzu jung gefreit, hat schon manchen gereut.“ Denn was hat eine Bauersfrau auch anders vom Leben als die paar sorglosen Mädchenjahre, und danach Schinderei und Placerei bis zu ihrer Todesstunde! Daß ihn einstweilen fahren, den Sägmüllersohn. Wenn ihr füreinander bestimmt seid, so ist's in ein paar Jahrlein auch noch Zeit genug.“

„Aber Walthersbase, ich habe ja nichts mehr mit ihm“, entgegnete Lisette und zupfte an ihrem Spinnrocken, der das schönste Band im ganzen Dorfe hatte — über Mannshand breit, und einem Model von lauter Rosen und Bergfameinnicht. „Ja wahrhaftig“, fuhr sie mit einer Unschuldsmiene fort, die zu ihrem schwarzen Kraushaar und ihren zwinkernden Augen nicht recht passen wollte; „es ist alles nur so ein Gerede von den Sonnenwirtsburschen, die ihm als einem Auswärtigen gern einen Prügel zwischen die Beine werfen möchten“.

„Wollens hoffen, Lisette, wollens hoffen!“ entgegnete die Vorlesmutter. Dabei hatte sie einen frischen Span in den Lichtstock gezwängt und den Ueberrest des alten in den darunterstehenden Wasserkübel geworfen, daß es laut aufzischte, wie aus Unwillen über den Erlösungstod. „Aber nun komm, Amalie“, fuhr nach getaner Arbeit die Hausfrau fort, „und übernimm du meinen Platz. Meine Mädels sind gerade so leichtsinnig und kopflos wie die Lisette, wo es aufzupassen gilt... Wie viel Uhr es ja ist? Nun, so an die zehne, oder etwas darüber. Und am Ende sind meine Rühle schon zu viel gegangen. Es ist ziemlich warm in der Küche noch vom Backofen her. Du, Rosine!“ wandte sie sich dann an ihre Zweitälteste, „kannst einstweilen die Schalen und Teller richten und den Kaffee mahlen. Nicht gerade ganz so viel wie das letztemal, nur so an die anderthalb Pfund, denke ich.“

„Aber Walthersbase, das ist ja genug für ein halbes Regiment“, warf die kleine Amalie lachend ein, „und wir sind unserer kaum ein Duzend, das heißt, wenn keine ungeladenen Gäste kommen.“

„Glaub schwerlich! Nur der Krämerkarl mit seinen Kameraden — und vielleicht noch einer oder der andere von den Hirschwirtsburschen. Also marsch in die Küche, Rosine! Ich höre wahrhaftig schon ein Gestampf vor der Tür.“

Die kleine Amalie hatte mittlerweile den verlassen Platz der Hausfrau oben am Tische eingenommen; dann kam Rätche, die älteste Tochter mit ihren nußbraunen Augen und nußbraunen Haaren, und dieser zunächst Lisette, die immer zerstreut und abwesend blickte und manchmal in die Ferne horchte, als ob sie das Christkind erwartete.

Hat sie denn schon wieder einen neuen im Kopf? fragte sich Amalie mit mißtrauischer Miene. Na, auf die soll des Teufels Großmutter aufpassen, und gleich morgen sage ichs der Walthersbase. Mag die sie künftig selber hüten, oder ihr ausbieten, da sie ja doch nicht singen kann... Bei diesen Gedanken warf sie unwillig den Kopf in den Nacken und faltete die Augenbrauen, während sie Lisette immer wieder verstohlen von der Seite betrachtete.

Mittlerweile hatte sich draußen in der geräumigen Küche ein reges Leben und Treiben entfaltet. Unter dem weiten geschwärtzten Rauchfang stand die Hausfrau mit hochrotem Gesicht und aufgestreift Hemdärmeln und löschte Reysöl in einer Eisenpfanne, um sie aufs neue zur Aufnahme der Rühle herzurichten. Diese lagen zu Duzenden auf ebenso vielen Kuchenbrettchen mit längeren oder kürzeren Stielen, und ein Teil lag bereits braun und gelb gebacken in einer tiefen Schüssel. Diese stand auf dem Tische zwischen den beiden Fenstern, die nach den hinten gelegenen Wirtschaftsgebäuden hinausgingen.

Die blonde Rosine aber lief mit Tischtüchern, Tellern, Kaffeeschalen und Milchkannen zwischen der Küche und der gegenüber liegenden Bohnstube hin und her. Vor der rechts in die Einfahrt mündenden Haustür aber machte sich ab und zu ein ungeduldiges Trampeln und Schürsen bemerkbar, das dann durch ein Klopfen aus dem seitlich gelegenen Küchenfenster wieder beschwichtigt wurde.

„Darf ich sie noch nicht hereinlassen, Mutter?“ fragte mit leidsvoll Rosine, die ihren Liebsten unter den harrenden Burschen wußte. „Im Schnee kriegt man kalte Füße; und es sind ja auch schon genug Rüche fertig, um anfangen zu können.“

„Gleich, gleich!“ rief die Mutter, während sie mit sprühenden Augen eine neue Schicht Rüche in die Pfanne legte, daß es nur so aufspritzte. Auf einmal aber hörte man von der Wohnstube her einen Krach wie von einer zertrümmerten Fensterscheibe und ein gleichzeitiges Aufschreien der von ihren Sitzen gesprungenen Mädchen.

„Wir sind es nicht gewesen, Walthersbafel! Wir nicht!“ riefen die durch die Haustür stürmenden Burschen, während ein paar andere auf die Gasse eilten, um nach dem Täter auszuspähen. Während dessen war auch die Hausfrau, Pfanne und Rüche im Stich lassend, in die Stube gestürzt und erging sich mit ihnen in allerlei Vermutungen in Hinsicht des Schuldigen.

„Jedenfalls einer der Sonnenwirtsburschen“, sagte der große Heinrich, ein schwarzhaariger Bursche, der für Rosinens Liebhaber galt. Doch kaum hatte er ausgerebet, als die nach der Küche zurückgekehrte Rosine ein durchdringendes Geschrei anstimmte.

„Ums Himmels willen!“ rief die Mutter der Tochter nachstürmend; das Del wird doch kein Feuer gefangen haben?“ Und alles stürzte ihr nach in die Küche, ausgenommen Lisette, die sich in dem allgemeinen Tumulte merkwürdig ruhig verhalten und heimlich gelächelt hatte.

Allein es war kein Feuer in der Küche, wohl aber war die Schüssel voll gebackener Rüche vom Tische verschwunden, und ein offenstehender Fensterflügel zeigte den Weg, den sie genommen hatte. Von den Dieben aber war keiner mehr zu sehen; jedenfalls waren sie durch die hinter den Scheunen gelegenen Grasgärten entkommen.

„Natürlich die Sonnenwirtsburschen!“ rief es durcheinander. Rosine weinte verstoßen in ihre Schürze, Katharine aber versuchte das Lachen zu verbeißen. Denn ihr Liebster war unter der Gegepartei, und sie freute sich seiner gelungenen Rache. Denn sie hatte nun schon zum zweitenmal versucht, von der Mutter eine Einladung für ihn zu erwirken, ohne Gehör zu finden.

Hinter all den aufgeregten Parteien aber war die kleine Amalie still im Hausgang gestanden, und nachdem der Lärm sich etwas gelegt hatte, wieder in die Stube gegangen. Aber neue Überraschung, die alljogleich in eine tiefe Bestürzung überging: An einem der Bordenfenster standen beide Flügel auf einmal offen, Talmüllers Visette war verschwunden, und draußen auf der Straße hörte man einen Schlitten davonfahren.

„Visette, Visette!“ schrie Amalie aus Leibesträften hinter der Entflohenen drein. Der Schlitten aber war bereits in die Nacht untergetaucht, noch ehe sich die Burschen zu seiner Verfolgung aufgemacht hatten.

„So können nur die Sägmüllers Gänge ausholen!“ sagte Rosinens Liebhaber, der große Heinrich. Die Hausfrau aber stand breit im Rahmen der Türe und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „So ein Luder! So ein Luder!“ rief sie ein über das anderemal. Ich muß nun gleich zu ihren Leuten, auch wenn schon alles in den Federn liegt. Eine schöne lange Nacht, fürwahr! Na, die Visette hätten wir los auf alle Fälle, und morgen abend kann sie daheim sitzen und Lügen spinnen, so viel sie ihrer erfirmen mag. Die Alten werden ihr ja doch alles glauben und lieber uns als ihrer Tochter die Schuld geben. Bad nur die Rüche zu Ende, Katharine, und wenn sie nicht langen, so eßt ihr halt Schwarzbrot zum Kaffee.“

„Gar nicht nötig“, sagte Käthe, die Mutter in den Gang hinausziehend, um ihr etwas ins Ohr zu sagen.

Auf dem gutmütigen Gesicht der Hausfrau malten sich Zorn und Staunen. „Hört nur, hört!“ rief sie in die Stube hinein. „Sie weiß wo die Rüche sind! So ein Lastermädel!“

„Meinetwegen. Aber ich sage nur dann, wenn der Gustav sie selber bringen und mit seinen zwei Kameraden bei uns bleiben darf.“

„Was, auch das noch?“ lachte die Mutter, über so viel List und Redheit belustigt. „Wie stehts, ihr Hirschwirtsbursche! Wollt ihr mit denen von der Sonne Kameradschaft machen — für diese eine Nacht wenigstens? Wenn die gestohlenen Rüche wieder zurückgebracht werden, ist alles für alle genug vorhanden.“

Den Hirschwirtsbuben aber blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, während Käthe den Freund ihrer Schwester bei Seite nahm und nach dem Gustav abschiedte.

Dieser aber saß mit seinen Helfershelfern in Sonnenwirts Küche, hielt aber auf den Mut seines Mädchens vertrauend strenge Wacht über die Rucheschüssel. Und so ist schließlich doch noch eine zweite lange Nacht geworden, die bis zum ersten Hahenschrei dauerte und durch das Vorfahren eines Schlittens mit lautem Schellengeltingel ihr Ende fand. Denn gleich darauf hüpfte Lisette mit hochrotem Gesicht zur Tür herein, rief schönen guten Morgen, und warf dem davonfahrenden Sägmüllerssohn eine Kuchhand nach.

„Na, das ist wirklich eine lange Nacht gewesen!“ fuhr sie dann zu den Burschen und Mädchen gewendet fort. „Bis nach Mosbach sind wir gefahren und nicht länger eingekehrt, als um einen Glühwein zu trinken und die Gänge zu füttern. Du auch hier, Gustav? Danke für die Beihilfe! Und morgen kannst du für meinen Sägmüller den Freierwerber bei meinen Eltern machen, und wie ich hoffe, wirst du nicht noch einmal mit einem Korb heimgeschickt werden.“

Franz Hirtler / Das Bild eines Dichters.

Du stehst erhobnen Haupts vor düsteren Zypressen,
die Sinnbild sind der gräberreichen Welt,
und bist du auch in ihren Drang gestellt:
du wirst die dunkeln Säulen nie vergessen!

Du findest, was noch niemand hat befaßt
und jeder Tag zeigt dich auf weitem Feld:
das Licht, das dich und deinen Kreis erhellt,
hast du zu hüten und zu halten dich vermessen.

Du trägst es durch die blauen Dämmerungen
und siehst beglückt der Flamme Silberschein
und, horch, nun redest du in Dichterzungen

verklärten Auges in das Licht hinein....
Da ist's, als hätt die Welt wie Harfen mitgeklungen!
Du schreitest weiter, milde, schön und rein.